Nr. 53 | Leipzig, den 25. Dezember | 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1837 a)

Insertionsgebühr:
Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Zur Beachtung — Christfest von Julius Sturm — Weihnacht: Christtag — Bethlehem — Fra Angelico — Frederick Maurice. 3. Freundeskreis — Ein Organ für Volkswohl — Unsre Stellung zum Antrag Hammerstein — Aus der innern Mission: Stiftungen und Vermächtnisse; Gebetswoche der Jünglingsvereine — Verschiedenes: Zum Verständnis des Lutherliedes; Volkstümlichkeit der katholischen und evangelischen Geistlichen; Noch einmal Böcklins Pietà; Eine Erinnerung an Tholuck

Zur Beachtung

Unsre Leser bitten wir freundlichst, beim bevorstehenden Jahreswechsel ihr Abonnement rechtzeitig erneuern zu wollen. Unser Blatt führt vom 1. Januar 1888 ab den Titel:

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Die neue Postnummer ist Nr. 1265. Probenummern versendet auf Verlangen die Verlagshandlung unentgeltlich in beliebiger Anzahl. Der ganze erste Jahrgang ist als gehefteter Band durch jede Buchhandlung sowie durch die Verlagshandlung zum Preise von 6 Mark zu beziehen, auch zur Ansicht.

Die Verlagshandlung — Der Herausgeber

Christfest

Die Krippe glänzt in Strahlenpracht,
Ein neues Licht schon haucht die Nacht;
Möcht' keine Nacht es trüben mehr,
Daß es im Glauben leuchte hehr.

Von seiner Herrlichkeiten Thron
Hat Gott gesandt den ein'gen Sohn,
Der uns das ew'ge Heil gebracht;
Die Krippe glänzt in Strahlenpracht.

Die Wahrheit siegt, es flieht der Wahn,
Der Himmel ist uns aufgethan,
Gebrochen ist der Sünde Macht;
Ein neues Licht haucht schon die Nacht.

Hell leuchtet durch die Erde fort
Das fleischgewordne Gotteswort
Der sünd'gen Welt zu Trost und Lehr:
Möcht' keine Nacht es trüben mehr.

Erhalt uns Herr für alle Zeit
Bei ihm und mach ihm Bahn bereit
Mit deinem Geist durch Land und Meer,
Daß es im Glauben leuchte hehr.

Julius Sturm

Weihnacht — Christtag

Weihnacht und Christtag: mit solchem Doppelnamen nennen wir das schönste der Feste, und die Nachtigallen unsrer Kirche schmettern darein: „Dies ist die Nacht, da mir erschienen des großen Gottes Freundlichkeit!" und „Dies ist der Tag, den Gott gemacht; sein werd in aller Welt gedacht!" Freilich, als im vergangnen Jahrhundert die Epidemie der Aenderung der Kirchenlieder unser deutsches Vaterland heimsuchte, da konnte die Aufklärung sich nicht mehr darein finden, noch fernerhin die Nacht zu feiern, und nicht wenige Gesangbücher änderten flugs den Anfang jenes erstgenannten Liedes: „Dies ist der Tag, da mir erschienen ꝛc.," obwohl der alte Pastor Nachtenhöfer, der vor zweihundert Jahren uns dies Lied gesungen, gewiß mit Rücksicht auf seinen eignen Namen und nicht so von ungefähr gerade die Nacht besungen hat, während Gellert, dem wir das zweite Lied verdanken und dem es überhaupt gegeben war, nicht sowohl den Grund alles Christenglaubens als vielmehr die Folgen dieses Glaubens für das ganze Menschenleben zu besingen, den Erfolg jener Nacht in dem paulinischen Tone preisen wollte: die Nacht ist vergangen, der Tag ist herbeigekommen! Wohlan, wir wollen die beiden Namen uns nicht nehmen lassen, vielmehr sollen zum schönsten der Feste sie beide, die Namen Weihnacht und Christtag unsre Prediger sein.

Weihnacht zuerst. Es giebt der Nächte mancherlei. Verhältnismäßig helle Nächte, wenn Mond und Sterne für uns auf ihrem Posten stehen; erquickende, durch ihre Kühle wohlthuende Nächte, wenn ein heißer Sommertag dahingegangen ist. Aber mitten im Winter eine tiefdunkle, mit wilden Stürmen verbündete Dezembernacht darf uns wohl ein Bild der größten Finsternis, der ärgsten Schrecken und der völligsten Hilflosigkeit sein. Solche Nacht wars wirklich in der Welt. Was half aller Fackelschein am Hofe des Augustus und der Mächtigen auf Erden; was nützte alles Feuerwerk, mit welchem die Gelehrten, die Philosophen, glänzen wollten? nur desto schaurigeres Dunkel ließ das alles zurück; die Wandrer gingen rat- und hilflos in der Irre, sie fanden den Weg zum Himmel nicht. Da hat Gott also die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab und ihn mitten in der Nacht geboren werden ließ; nun ward die Nacht geweiht; nun sollte nicht bloß der Tag, nein auch die Nacht ihre Sonne haben!

Tiefdunkle, schaurige Dezembernacht ists heute noch von Natur in jedem Menschenleben. Laß dich nicht täuschen durch Raketen, mit denen der Menschen Kunst und Witz, zumal im neunzehnten Jahrhundert, das Erdenthal beleuchten wollen. Der Sünde gewaltiges Dunkel verklären solche Lichtlein nicht; in ein vom tiefsten Weh ganz eingehülltes Menschenherz bringen sie keinen Freudenstrahl; und noch keinem Wandrer haben sie zu der schönsten Pforte, zu der Himmelsthür, den Weg gezeigt.

Doch gerade mitten im Winter dürfen wir aufs neue Weihnacht feiern; Gott läßt uns wiederum verkünden: Mitten ins tiefste Dunkel gab ich meinen Sohn als Licht der Welt; nun ist die Nacht geweiht, nun soll für gläubige Christen nicht bloß der Tag, nein auch die Nacht ihre Sonne haben! — Wohlan, wenn meine Sünden mich kränken und es mich schrecken will, daß ich Jahr für Jahr noch immer kein besserer Christ geworden bin, da eile ich zu dem Prediger, den mir Gott gesandt, und lasse von der Weihnacht mir verkünden, daß mitten in der Nacht der Sündenheiland geboren ward; da falte ich meine Hände und hebe an zu beten und zu singen: „O Jesu, schöne Weihnachtssonne, bestrahle mich mit deiner Gunst!“ Und will die Sünde mich verführen, will sie aufs neue mich in ihre finstern Bande schlagen, so laß ich von demselben Gottesboten mich auch mahnen: „Willst du genießen diesen Schein, so darfst du nicht mehr dunkel sein!“ Aber hat Gott ein Freudenlichtlein nach dem andern mir hier auf Erden ausgelöscht und es ist so öde und traurig um mich her, so lasse ich auch gern von denselben Lippen den süßen Trost mir bringen, daß gerade, wenn es stockfinster ist im Leben, am herrlichsten sich offenbaren will die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes, unsers Heilandes, und zu ihm seufze ich aus tiefstem Herzensgrunde: „Dein Licht sei meine Weihnachtswonne.“ Einst aber, wenn die letzte Erdennacht hereingebrochen ist und der letzte Kampf mit allem Erdendunkel durchkämpft werden muß, dann wird — o Herr, erbarme dich meiner! — der Gottesbote der Weihnacht mit dem Evangelium von der großen Freude mir die Todesfinsternis erhellen, mir die Sterbensnacht zur Weihnacht machen, „daß ich im Lichte wandeln soll und sei des Weihnachtsglanzes voll.“

Christtag, der zweite Prediger für unser Fest. Es giebt der Tage mancherlei. Tage so nebelgrau, daß man der Sonne nicht gewahr wird, und Tage so kurz, daß das Lampenlicht kaum verlöschen darf. Aber Christtag: dieser Name soll uns einen Tag verkündigen, den kein Nebel verfinstern darf, und dessen Sonne nicht zur Rüste geht. Aus der Weihnacht ist er geboren; Christus hat diesen hellen Tag heraufgeführt. Wir zählen unsre Jahre seit Christi Geburt; seitdem ist ein neues Leben erschienen; während es zuvor ein Wandeln in der Nacht war, ist mit Christus der Tag herbeigekommen. Auf denn, laßt uns wandeln als am Tage! so ruft der zweite Prediger uns zu.

Am Tage strahlt die Sonne hell; drum sind, die am Tage wandeln, fröhliche Leute. Es giebt so wenige fröhliche Christen, die meisten hängen den Kopf, so klagt man. Ob die Klage berechtigt und auch im Blick auf uns begründet ist? Ach, beweisen wir es doch, daß über unsern Häuptern die Sonne scheint, daß Christus uns das Leben hell gemacht hat!

Am Tage strahlt die Sonne warm. Es giebt ungemein viel sogenannte Liebesthätigkeit; aber sieht man sie recht an, so gewahrt man, wie sie vom Egoismus durchsetzt und zerfressen ist. Ach, daß es mehr wahre Liebe unter uns gebe! Auf, laßt uns zeigen, daß die Sonne, die da Christus ist, uns für Lebensverhältnisse warm macht, für die wir von Natur ganz kalt sind; laßt uns beweisen, daß die Selbstsucht schmilzt vor diesen Sonnenstrahlen; lasset eure Lindigkeit kund werden allen Menschen!

Db

Bethlehem

Auf der Höhe des Gebirges Juda, 2500 Fuß über dem Meeresspiegel, liegt auf zwei durch einen Sattel verbundenen, von Ost nach West steigenden Hügeln Bethlehem. Es ist hübsch dort wohnen, denn acht Monate im Jahre ist der Himmel hell und sonnig, und der fast regelmäßig täglich vom Meere heraufsteigende Wind lindert die Temperatur. Auch der Winter ist nicht übermäßig rauh. Er bringt wohl heftige Regengüsse, aber selten Schnee. Stattlich überragt die Stadt die Thäler im Norden und Süden, die in wohlgepflegten, mit Korn, Wein und Oelbäumen bedeckten Terrassen zu ihr ansteigen. In diesen Fluren wandelte einst Ruth, die Moabitin, und ein uraltes Grabmal zeigt die Stätte, wo die Stammmutter Rahel Ruhe gefunden haben soll. Von den flachen, in der Mitte zu einer Kuppel gewölbten Dächern der aus weißem Kalkstein errichteten Gebäude der Stadt schweift der Blick nach Osten über die zerklüfteten Berge und Wadis der Wüste Juda, zwischen welchen hie und da ein Streifchen des toten Meeres hervorschimmert, und welche durch die stolzen Randgebirge von Moab einen großartigen Abschluß erhalten. Nach Westen aber ist die Landschaft gut angebaut, zahlreiche Dörfer grüßen von den Spitzen der Berge, bis diese sich in dem zarten Dufte verlieren, der über der Philisterebene und über dem Mittelmeere sich breitet. Dort im Osten, wo heute die Tarmireh-Beduinen ihre schwarzen Zelte aufschlagen, einst der Schauplatz von Davids Jugend- und Leidenszeit. Hier im Westen der Schauplatz seiner und Simsons Thaten und Kämpfe wider die Philister.

Doch nicht nach David, nach dem größeren Davidssohne fragt unser Herz in der Weihnachtszeit. Man weist uns auf eine stattliche, fünfschiffige Basilika, welche, umgeben von Klöstern und Kirchen der Griechen, Armenier und Lateiner, auf dem östlichen Hügel Bethlehems emporragt. Sie zeigt einen reinen, edeln Stil, schöne korinthische Säulen, interessante mittelalterliche Mosaiken und Gemälde, und stammt in ihren Grundlagen wohl schon aus Kaiser Konstantins Zeit (330). Schade, daß aus Furcht vor türkischer Entweihung die drei Hauptportale vermauert sind und nur ein winziges Pförtchen zum Eingang dient, und doppelt schade, daß der Chor mit dem Querschiffe davor von den fünf Langschiffen durch eine kalkgetünchte Wand geschieden und dadurch ein Gesamteindruck des Ganzen unmöglich ist. Nur der reichlich mit Gold, Lampen, Straußeneiern, Mosaiken und byzantinischen Gemälden geschmückte Hochaltar dient heute noch kirchlichen Zwecken der Griechen. Auf beiden Seiten desselben führen Stufen zu einer von fünfzehn Lampen beständig erleuchteten Krypta, einer in den natürlichen Kalksteinfels gehauenen Höhle von etwa 12 Fuß Breite und 40 Fuß Länge. In einer Nische der Ostseite verkündet ein dem Boden eingefügter silberner Stern: Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est (Hier ist von der Jungfrau Maria Christus geboren), während in einer größeren, südlich gelegenen, eine Marmorkrippe und ein Altar an die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande erinnern. Eine Anzahl unterirdischer Gänge und Höhlen schließt sich an, in welchen die Ueberlieferung die Kapelle der unschuldigen Kinder, die Gräber des Hieronymus, des Eusebius von Kremona, der Paula und Eustochium, sowie die Zelle, in welcher Hieronymus die lateinische Bibelübersetzung angefertigt haben soll, aufweist. Man merkt überhaupt der Ueberlieferung das Bestreben an, es den Pilgern möglichst bequem zu machen, daß sie alle Merkwürdigkeiten dicht bei einander finden. Um die Weihnachtszeit herrscht in diesen Räumen ein furchtbares Gedränge von Pilgern aus aller Herren Länder in den buntesten Trachten und verschiedensten Sprachen, welche einer Puppe, die das Jesuskind darstellt, alle denkbare Devotion erweisen. Ein Glück, daß der abendländische und orientalische Kalender um dreizehn Tage differirt. Sonst würde die Weihnachtsfeier, welche einst auf dem Hirtenfelde den Gruß: Friede auf Erden! brachte, noch öfter Anlaß zu blutigen Streitigkeiten bieten.

Evangelische Arbeit bemüht sich seit ungefähr dreißig Jahren, der Dankbarkeit für die in Christo erschienene Gottesliebe einen andern Ausdruck zu geben, als es hier in Pilgerfahrten, im Fasten und Knieen, im Küssen der traditionell geweihten Orte, in Lichtanzünden und Rosenkranzgebeten vor den Heiligenbildern geschieht. Sie sucht unter den Bethlehemiten das Verständnis dafür zu wecken: „Wär Christus tausendmal in Bethlehem geboren und nicht in dir, du bliebst doch ewiglich verloren!“ Zuerst richtete Bischof Gobat für das in völliger Unwissenheit dahinlebende Volk Schulen ein, welche nicht nur Kindern der griechischen und lateinischen Konfession nützliche Kenntnisse beibrachten, sondern auch die Priester der alten Kirchen veranlaßten, ihrerseits etwas mehr für den Unterricht ihrer kleinen Herde zu sorgen. Die Lateiner suchten die Evangelischen dadurch zu überbieten, daß sie den Besuchern ihrer Schule außer der geistigen Speise wöchentlich ein Brot und zuweilen Kleidung schenkten. Aber auch abgesehen von diesen Eifersüchteleien ist die Erziehungsarbeit darum eine so schwere, weil sie im häuslichen Kreise eher gehemmt als gefördert wird und weil von einer Regelmäßigkeit des Schulbesuchs bei der in den Familien

herrschenden Zuchtlosigkeit kaum die Rede sein kann. Als trotzdem das evangelische Missionswerk wuchs, übergab es Bischof Gobat dem Jerusalemsverein zu Berlin zur Pflege, und dieser gewann in der Person des Chrischona-Bruders Müller einen treuen Prediger des Evangeliums auch für die Erwachsenen und errichtete auf Bethlehems westlichem Hügel ein stattliches Missionshaus. Freilich das äußere Bauen ist leichter als das innere, und im Morgenlande zumal. Die Araber sind durch die auf ihnen lastende türkische Verwaltung seit Jahrhunderten daran gewöhnt, überall auch in Sachen der Religion auf den größten pekuniären Vorteil zu sehen. Da sie nun teils den Klöstern verschuldet, teils für den Absatz ihrer Hauptindustrie, der Perlmutter- und Olivenholzschnitzerei, auf deren Vermittlung angewiesen sind, so ist es ihnen innerlich und äußerlich schwer gemacht, sich von dem alten Wesen loszureißen. Sie wohnen dem evangelischen Gottesdienste wohl bei, sprechen sich privatim sehr anerkennend darüber aus, schicken auch ihre Kinder in unsre Schulen — aber um ihrer evangelischen Ueberzeugung willen alles hintanzusetzen, dafür sind sie noch nicht reif.

Darum ist unsre Mission in Bethlehem und im heiligen Lande überhaupt nur ein Arbeiten auf Hoffnung, eine Aussaat, deren Ernte erst nach großen Gerichten Gottes erwartet werden kann. Sie ist viel schwieriger und mühseliger als die Mission in der eigentlichen Heidenwelt. Es handelt sich hier um unermüdliche Geduld und Treue auch bei geringen Erfolgen. Ganz bleiben dieselben ja, Gott sei Dank, nie aus. Wie sich in Bethlehem um das Missionshaus eine kleine protestantische Gemeinde gesammelt hat, welche nun dringend den Bau eines Kirchleins wünscht, so haben sich auch in dem benachbarten Betdjala mindestens dreißig Familien gleichsam als Filiale angeschlossen; und nachdem sie um ihres Glaubens willen mancherlei Anfechtung haben ertragen müssen und ihre Festigkeit bewiesen haben, ist ihnen am vorigen Weihnachtsfeste zu den Schulen, welche sie bereits besaßen, auch eine eigne evangelische Kapelle eingeweiht und dauernd ein arabischer Evangelist dort stationirt. Unter dem Nachfolger des Herrn Missionar Müller, dem Pfarrer Schneller, der, in Jerusalem geboren, der arabischen Sprache besonders mächtig ist, hat die evangelische deutsche Mission ihre Flügel auch über die uralte Patriarchenstadt Hebron gebreitet, die im Gegensatz zu Bethlehem fast nur von Juden und Mohammedanern bewohnt ist. Ein Arzt und ein Lehrer sind dort angestellt und sollen versuchen, neben dem Elementarunterricht und Heilung der körperlichen Gebrechen den Einwohnern auch die Erkenntnis zu bringen, daß das Reich Gottes nicht mit äußern Geberden kommt, auch nicht mit dem Bauen und Pflegen von Prophetengräbern, wie dem Abrahams in der Höhle Machpela, sondern daß es inwendig in uns sich gestalten muß.*)

W-B

Fra Angelico

Wir gehen so oft fehl, wenn wir es unternehmen, aus den Werken den Künstler selbst zu konstruiren. Wir würden nie fehl gehen, wenn wir es immer mit reinen Künstlerseelen zu thun hätten. Eine reine Seele ist Fra Angelico, dessen vierhundertjährigen Geburtstag wir in diesem Jahre feierten. Seine Stellung und Bedeutung in der Kunstgeschichte ist so einzigartig, daß er einer kurzen Besprechung würdig erscheint.

Sein Leben verläuft still und ruhig; den größten Teil hat er in klösterlicher Einsamkeit, die seinem beschaulichen, in sich gekehrten Wesen am meisten zusagte, zugebracht. 1387 in dem Dörfchen, das unter dem festen Schlosse Vicchio in der Provinz Mugello liegt, — nicht weit von Giottos Heimat — geboren, trat er zwanzig Jahre alt (zugleich mit seinem später als Miniaturmaler bekannten, wohl jüngeren Bruder Fra Benedetto) als Novize in das Dominikanerkloster zu Fiesole. Hier legte er seinen weltlichen Namen Guido ab und hieß von da an Giovanni. Da aber die Anstalt in Fiesole noch kein Novizenhaus hatte, mußten die beiden Brüder nach dem nicht allzu fernen Cortona geschickt werden. Wahrscheinlich legten sie hier 1408 ihr Gelübde ab und sind bis zur Rückkehr nach Fiesole 1418 hier geblieben. Verhältnismäßig wenig Spuren von Fra Giovannis Thätigkeit in Cortona und Fiesole haben sich erhalten, und was sich erhalten hat, ist nicht von großem Belang für die Erkennung seiner Persönlichkeit. Doch läßt es uns mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß er bereits Maler war, als er ins Kloster kam, und daß er sich von den Florentinern die Anregung zu seiner Kunst geholt hat. Eines aber zeigen auch schon diese Werke: die religiöse Glut, die tiefinnerliche Empfindung, die bis an sein Ende der Grundzug seines Schaffens geblieben ist.

1436 siedelte er in das den Dominikanern überlassene Kloster S. Marco zu Florenz über. Masaccio war bereits gestorben: noch aber baute Brunelleschi an der Kuppel für den Dom, noch war Ghiberti mit seinen Thüren beschäftigt, und Donatello stand auf der Höhe seines Ruhmes. Ihnen schließt sich würdig Fra Giovanni an, der im Kloster eine staunenswerte Thätigkeit entwickelte. Im ersten Kreuzgange malte er die Kreuzigung; er wiederholte sie mit zahlreicheren Figuren im Kapitelsaal. Das Dormitorium schmückte er mit der Darstellung der Verkündigung. Die Fresken in den Zellen behandeln Gegenstände teils aus der Leidensgeschichte, teils aus dem Leben Mariä. Daneben haben sich aus dieser Zeit noch eine ganze Reihe Tafelbilder erhalten. Doch sein reifstes Werk zu liefern, war ihm in Rom vorbehalten. Papst Eugen IV. berief ihn nach Rom. Die cappella del sacramento im Vatikan, die der Künstler ausmalte, ist später unter Paul III. abgebrochen worden. Nachdem er kurze Zeit in Orvieto sich aufgehalten hatte, schmückte er für Nikolaus V. die von diesem erbaute Kapelle mit Szenen aus der Legende des Stephanus und Laurentius.

Wer Fra Giovannis Werke verstehen will, muß seine begeisterte Frömmigkeit als die Wurzel, aus der sie hervorgingen, betrachten. Alles, was er schafft, schafft er zu Gottes Ehre. Seine Gedanken ziehen ihn von der Erde hinweg zum Himmel. Er verklärt die Gestalten, die er malt, zu überirdischer Erscheinung. Mit ihnen lebt er in innigstem Verkehre. Andächtige Stille, heilige Ruhe spricht aus den Köpfen, die er hervorbringt. Daher mag es wohl kommen, daß ihm versagt war, leidenschaftliche Szenen zu schildern. Heftige Bewegungen, ja schon scharfe Schritte mißlingen ihm. Für das Böse hat er wie in seinem Herzen, so auch in seinem Pinsel kein Verständnis. So kommt ihm selbst der Beiname „der Engelsgleiche," den er erhalten, mit vollem Rechte zu. Sein Christus ist milder, religiöser als Giottos Christus; wir schauen in ihm wahrhaftig den Erlöser. Seine Apostel prägen die Vermischung von religiöser Glut und brüderlicher Menschenliebe aus. Dabei ist Fra Angelicos Malweise überaus einfach; leicht fließen seine Linien dahin in vollendeter Harmonie: überall Weichheit und Anmut. In den Tafelbildern zeigt er die peinlichste Sorgfalt; in den Freskomalereien ist er gezwungen, frisch und fest zu malen, darum schwindet hier seine Aengstlichkeit, darum ist er hier am größten.

Keiner hat ihn treffender und schöner zugleich charakterisirt als Vasari, welcher von ihm sagt:

„Wollte Gott, daß alle Mönche ihre Zeit so anwendeten, wie dieser in Wahrheit engelhafte Pater es that, der sein ganzes Leben verwandte zum Dienste Gottes und zum Nutzen der Welt und seines Nächsten. Was kann oder darf man sich mehr wünschen, als durch heiliges Leben die Seligkeit des Himmels und durch eifriges Schaffen ewigen Ruhm auf Erden sich zu erwerben? Und wahrlich, nur bei einem Menschen von so frommem Lebenswandel konnte sich solch großes, außerordentliches Kunstvermögen entfalten, wie er es besaß. Denn die, welche geistliche und heilige Gegenstände darstellen wollen, müssen selber geistlich und sittenrein sein.... Er war ein schlichter Mann von heiligen Sitten. Er verachtete alles weltliche Treiben, lebte rein und fromm, und war den Armen ein so treuer Freund, daß ich glaube, seine Seele ist jetzt im Himmel. Unermüdlich übte er seine Malerei; aber niemals stellte er andre als heilige Gegenstände dar. Er hätte reich sein können, kümmerte sich aber nicht darum, sondern pflegte zu sagen, wahrhaftig reich sei nur der, welcher sich mit Wenigem begnüge. Er hätte über viele gesetzt sein können, wollte es aber nicht, weil er sagte, es sei

---

*) Gaben für Bethlehem vermittelt gern D. H.

leichter und ungefährlicher, andern zu gehorchen. Es stand bei ihm, unter seinen Brüdern und außerhalb des Ordens Würden zu erlangen; er achtete ihrer jedoch nicht, sondern versicherte, die Würde, nach der er strebe, sei die: der Hölle zu entfliehen und dem Himmel nahe zu kommen. Er war menschenfreundlich und mäßig; lebte keusch und hielt sich fern von den Lockungen der Welt; er sagte oftmals, wer eine solche Kunst ausübe, hätte Ruhe nötig und ein Leben ohne Nebengedanken; wer mit Christus sich beschäftige, müsse immer bei Christus sein. Niemals hat man ihn im Zorn mit seinen Brüdern gesehen, was mir groß, ja kaum glaublich erscheint; einfach lächelnd pflegte er die Freunde zu ermahnen. Mit großer Liebenswürdigkeit sagte er jedem, der ein Werk von ihm zu haben wünschte, er solle den Prior zufrieden stellen, dann werde es an ihm nicht fehlen. In Summa: dieser Pater, den man nie genug preisen kann, war in all seinem Thun und Denken demütig und bescheiden; in seinen Malereien gewandt und andächtig. Die Heiligen, die er malte, haben mehr die Aehnlichkeit und das Ansehen wirklicher Heiligen, als die irgend eines andern Malers. Er pflegte seine Gemälde nie zu verbessern oder zu überarbeiten, sondern ließ sie stets so, wie sie ihm das erste mal geraten waren, weil er glaubte (wie er selbst sagte), so sei es Gottes Wille. Man erzählt, er habe nie den Pinsel zur Hand genommen, ohne vorher gebetet zu haben. Nie malte er den Gekreuzigten, ohne daß ihm Thränen über die Wangen strömten. Daher erkennt man auch in den Mienen und Stellungen seiner Gestalten seinen reinen und starken Christenglauben."

Er starb zu Rom 1455 in seinem achtundsechzigsten Lebensjahre. In der Kirche S. Maria sopra Minerva liegt er begraben. Seine Grabschrift lautet:

Heimat war mir Florenz, Etruriens herrliche Blume.
Sie hegt irdisches Werk, bessres der Himmel von mir.
Das nicht sei mein Ruhm, daß ich war wie ein andrer Apelles,
Sondern daß all mein Thun, Christus, den Deinigen galt.

G F

Frederick Maurice

3. Freundeskreis

Von dem innern Reichtume seines Denkens wie Gemütes giebt uns die Biographie in dem Schatz von Briefen, den sie bietet, Proben. Wir empfangen gleichsam wie in einem Spiegel den Strahl des Lichtes ungetrübt zurück, welcher ihm von der Sonne der Gerechtigkeit verliehen worden war. Noch bedeutsamer aber wird uns der reichliche Gedankenaustausch, wenn wir uns Rechenschaft geben, wer die waren, mit denen er über die höchsten Fragen der Menschheit verhandelte. Im Kreise der Studiengenossen und frühern Begegnungen finden wir die bedeutendsten Namen des letzten Halbjahrhunderts: den Philosophen John St. Mill, Gladstone, der sich damals schon auf seine gewaltige Wirksamkeit rüstete, Arthur Hallam, des Historikers Sohn, über welchen der Poeta laureatus die süße Totenklage In Memoriam gesungen hat. Sterling entfaltete damals die leuchtenden, so früh gebrochenen Schwingen, und der furchtbare Mephistopheles der englischen Bühne, John Kemble, der Bruder der großen Schauspielerin Sara Siddons, brachte die Jünglinge mit seiner so interessanten Familie zusammen. Später trat Samuel Wilberforce, der Chrysostomos auf dem Bischofsstuhle von Oxford, Maurice vorübergehend nahe; auch Manning, den jetzigen katholischen Erzbischof, kannte er gut als Pfarrer einer kleinen evangelischen Gemeinde und nannte ihn den vollendetsten Menschen, den er je gesehen. Mit Carlyle hat er sich oft, doch eigentlich immer gegensätzlich berührt. Er scheut sich nicht, deutlich herauszusagen, was die zujauchzende Mitwelt ganz übersah, daß der gewaltige Schotte nach Helden und Königen tastet und ruft, weil er an dem Helden in Israel, dem König aller Könige, irre geworden ist. Baron von Bunsen, der ihn durch seinen Schwager Julius Hare kennen lernte, schätzte ihn sehr hoch, und Maurice hatte für denselben ein bewunderndes und doch richtiges Verständnis. Kingsleys begeisterte Liebe zu seinem ältern Freunde kennen wir aus seiner Biographie. Interessant ist es, hier die Ergänzung von der andern Seite und den Gegensatz der Naturen so merkwürdig ausgeprägt zu finden. Weltabgewandt, unpraktisch, nur im Reiche der Gedanken zu Hause, der Sprache der Natur unkundig, ja sozusagen ihr gegenüber taub der eine; stürmisch und thatkräftig, berauscht von allen Lauten der Natur, die ihm singen und klingen, ein Dichter und ein voller, ganzer, heißblütiger Mensch der andre. Und aus dem Kontrast erwächst eine edle ritterliche Freundschaft für böse und gute Tage, welche der sozialen Frage zu unermeßlichem Segen gedieh. Interessant ist für die Freunde der „Hypatia" das literarische Zwiegespräch über die Hauptcharaktere des Romans. Reden wir aber von Kingsley, der Maurice suchte und fand, so gebührt auch Thomas Hughes ein Wort, welchen für den Freundeskreis geworben zu haben sich Maurice stets gefreut hat. Wir kennen den Schüler des Dr. Arnold bereits durch „Tom Browns Schuljahre," welche ich hiermit wieder ins Gedächtnis aller Jugendfreunde rufen möchte. Zu Maurice aber stand er mit der Treue des altgermanischen Waffengenossen und Schildträgers, und es ist ein unerfindlicher Zug angelsächsischen Athletentums, daß er in einer christlich-sozialen Versammlung mit dem zu boxen droht, der bei der Nationalhymne zischen würde.

Mit John Sterling verband Maurice eine innige Jugendfreundschaft. Derselbe war einer jener glänzenden Geister, deren die erste Hälfte unsers Jahrhunderts so manche gehabt, in welchen die Leistung weit hinter dem Schimmer der liebenswürdigen Eigenart, dem zaubervollen Leuchtfeuer des täglichen Verkehres zurückblieb. Er war Maurices Stubengenosse auf der Universität, warmen Gemütes bei scharfem Verstande, großmütig, in seiner eignen Beredsamkeit schwelgend. Mit dem Freunde erregte er Julius Hares Aufmerksamkeit, der damals in Cambridge Plato und Sophokles lehrte, was Maurice auf S. 26 so anziehend schildert. Als Sterling sich endlich zur theologischen Laufbahn entschlossen hatte, kam er als Hilfsprediger zu dem verehrten Lehrer nach Hurstmonceaux. Doch brach seine Gesundheit bald zusammen, und von da an hat er ein schriftstellerndes Dilettantenleben geführt. An der deutschen Literatur und Forschung hatte er sich geistig genährt und dadurch in einen gewissen Zwiespalt mit der englischen Entwicklung gebracht. Vermutlich war dies auch eine Seite, die ihn mit Carlyle verband, für den er eine große Bewunderung hegte. Der Philosoph John Stuart Mill, obgleich Maurice mit hoher Achtung zugethan, stand Sterling doch näher. Die Quäkerin Karoline Fox giebt von dem anregenden Verkehr der Freunde liebenswürdigen Bericht in ihrem Tagebuche. Es scheint festzustehen, daß nichts von Sterling Geschriebenes entfernt an seine hinreißende Beredsamkeit im geselligen Verkehr hinanreichte. Maurice, dem sich so viel ernster und positiver Entwickelnden, war dies schwer, doppelt, weil seitdem aus dem Jugendfreunde der Schwager geworden war. Die Biographie giebt darüber rührende Aufschlüsse. Wer kennt nicht den Kampf zwischen Liebhaben und Verschiedendenken, zeugen müssen für die Wahrheit und doch die Liebe nicht kränken wollen? Demütiger ist er nie geschildert worden als durch Maurices Mund, und größere seelsorgerische Frucht konnte er nicht bringen, als er ihm gebracht hat. An der Leiche des Frühhinscheidenden stand er zusammen mit Hare, dem er wenige Tage zuvor die geliebte jüngste Schwester Esther angetraut hatte.

Julius Hare, vielleicht der feingeistigste unter allen seinen Freunden, war damals längere Zeit schon Pfarrer auf dem alten Stammsitze des Hauses. Dort, in Hurstmonceaux unweit Hastings, hatte die Familie Jahrhunderte gesessen; seine Eltern jedoch hatten lange Jahre in Italien, zumeist in Bologna, gelebt, wo vier begabte Söhne geboren und der Grund zu der vielseitigen Bildung gelegt worden war, welche sie später auszeichnete. Als der Landsitz ihnen zufiel, war das alte Herrenhaus aus Heinrichs IV. Zeit bereits zerstört, aber ein neues innerhalb der Parkanlagen zu ihrer Aufnahme bereit. Auch dieses wurde später verkauft, aber die Pfarre blieb als Patronatstelle in der Familie, und der die altehrwürdige Kirche umgebende Friedhof wurde die letzte Ruhestätte für viele, welche auch Maurice teuer geworden waren. Die erste Gattin, welche er in Hurstmonceaux zum erstenmale gesehen, bettete er dort zum letzten Schlummer, und fand später in des geistreichen Freundes Halbschwester einen Ersatz.

Die eigentümlich reiche und feine Geistesart Hares erklärt sich besonders auch durch die deutschen Einflüsse, welche früh auf ihn gewirkt. Die hochbegabte Mutter der so trefflich beanlagten Söhne suchte Heilung für ihre geschwächte Gesundheit und schwindende Sehkraft in Deutschland und verbrachte ein Jahr in Weimar, wo der heranwachsende Julius unauslöschliche Eindrücke gewann. Goethe trat persönlich in seinen Gesichtskreis, und die nationale Trauer um den hinscheidenden Schiller erfüllte sein Herz mit Ehrfurcht vor Dichter wie Volk. Von den Lippen begeisterter Deutschen hat er die Liebe zu unsrer Sprache und Literatur empfangen. So kam es, daß er aus deutschen Studien heraus ein rechter Interpret Platos auf dem Lehrstuhl von Cambridge wurde und Luther wie Niebuhr keinen bessern Uebersetzer finden konnten als ihn. Als er später zum Pfarramt überging, versenkte er sich keineswegs ausschließlich in seine Lieblingsstudien, wozu die verhältnismäßige Einsamkeit und seine auserlesene Bibliothek ihn hätten verleiten können. Vielmehr hatte er Augen und Herz offen für den Gang der kirchlichen Bewegung und der großen sozialen Fragen, wie wir aus dem Verkehr mit Maurice sehen. Diesem stand er in den Sturmjahren 1848 bis 1854 tapfer zur Seite, und wie in einem Spiegel schauen wir ihn und den Freund zusammen in den schönen Verteidigungsworten (S. 384 ff.), mit deren Anfang ich schließen möchte:

„Es ist unmöglich, Maurice dreißig Jahre lang intim zu kennen, ohne ihn zu lieben und zu bewundern. Ja ich muß sagen, daß, wenn ich den ganzen Menschen mit Herz und Kopf betrachte, er weitaus das großartigste Beispiel vollendeter Menschlichkeit ist, das zu kennen mir das Glück geworden war.“

M S

Ein Organ für Volkswohl

Wie empfänglich in Arbeiterkreisen und die gesellschaftliche Stufenleiter höher hinauf der Boden für die allen, auch der Arbeiterschaft, grundverderblichen Lehren von Marx, Lassalle und ihren Jüngern sich erweist, ist weltkundig, ebenso daß Gesetze und Polizei die Propaganda zwar verlangsamen, nicht jedoch verhindern können. Alle denkenden Volksfreunde erkennen auch, daß allen Ernstes gestrebt werden muß, gesunde volkswirtschaftliche Anschauungen zu verbreiten, die Lebenshaltung der ärmeren Klassen und ihre Sittlichkeit zu heben. Aber das verlangt große, nachhaltige Anstrengungen, „positive Schöpfungen“ in den verschiedensten Teilen der sozialen Frage. Und selbst diese werden kaum vermögen, die leidenschaftlich erregten, erbitterten Massen zu versöhnen, so lange dieselben alles, was zu ihren Gunsten geschieht, bloß als eine durch Furcht vor Aufruhr abgerungene Abschlagszahlung ansehen. Erst wenn die besseren, einsichtigeren Elemente der Arbeiterschaft erkennen oder instinktiv fühlen, daß ihre Bedürfnisse und berechtigten Wünsche innerhalb der besitzenden und machthabenden Klassen Würdigung finden, daß man sich ihnen auch innerlich zu nähern trachtet, kurz — ein Herz, wirkliches und wirksames Mitgefühl für sie und ihre Interessen hat, kann und wird es allmählich besser werden, ihr Vertrauen mehr und mehr zurückkehren.

Diesen Aufgaben dient mit Eifer die im Jahre 1877 vom „Zentralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen“ in Berlin ins Leben gerufene „Sozialkorresondenz,“ herausgegeben vom Direktor des königlichen statistischen Büreaus, Geheimen Regierungsrat Prof. Dr. V. Böhmert in Dresden. Neben der für Redaktionen bestimmten, zweimal wöchentlich erscheinenden Ausgabe (vierteljährlich fünf Mark) besteht noch eine Wochenausgabe fürs Publikum (vierteljährlich 1 Mk. 60 Pf.) unter dem Titel „Volkswohl.“

Mit einem ebenso maßvollen wie volksfreundlichen Organe unmittelbar tiefer in die Arbeiterschaft zu dringen, ist nicht etwa schwierig, sondern einfach unmöglich. Denn dasselbe darf und kann selbstredend nicht jene Mittel anwenden, durch welche es der Sozialdemokratie gelang, ihren Parteiblättern Leser und Schüler zu verschaffen. Der einzig gangbare Weg zum Ziele erscheint der eines Korrespondenzblattes. Mit dessen Hilfe wird es Herausgebern kleiner und kleinster Lokalblätter, welche immerhin von einem Bruchteile der Arbeiterschaft gelesen zu werden pflegen, erleichtert, ihren politischen Notizen, Erzählungen u. s. w. hin und wieder populär gefaßte volkswirtschaftliche Unterweisungen beizumischen. Diese selbst verfassen wollen oder können die meisten Vertreter der kleinen Presse nicht; auch größern Redakteuren fehlt es dafür oft an Zeit, Lust oder Fachkenntnis. Laufen ihnen jedoch druckfertige, für ihren Leserkreis mundgerecht scheinende Artikel auf den Schreibtisch, die sie noch dazu „ohne Quellenangabe“ abdrucken dürfen, so greifen sie gern zu. Hierdurch kann nicht bloß in aufklärender und versöhnender Weise auf Arbeiter gewirkt, sondern auch Arbeitgebern, die aus Kurzsichtigkeit zum Nachteil der eignen geschäftlichen Interessen ihre Humanitätspflichten versäumen, ein nach allen Seiten nützlicher Antrieb gegeben werden. Billigen Ansprüchen des Arbeiters an den Unternehmer und an die Gesellschaft wird eine offne, warme Fürsprache gewidmet, nicht minder allem, was den ärmeren Klassen zur sittlichen Erhebung und wirtschaftlichen Förderung gereichen kann.

Dieser Gedanke liegt dem Böhmertschen Unternehmen zu Grunde, welches hiermit allen empfohlen sei, die sich im „praktischen Christentum“ üben möchten. Zehnjährige Erfahrungen zeugen denn auch dafür, daß der „Sozialkorrespondenz“ das indirekte Eindringen in die verschiedensten Leserklassen gelingt und sie in dieser unscheinbaren, aber sicheren Wirkung ihren eigentlichen Schwerpunkt sehen darf. Sie thut gewissermaßen Pionierdienste für die eigentliche Fachliteratur, populäre und wissenschaftliche Zeitschriften und Bücher. Dessen bedarf es, wie jeder Kenner der Verhältnisse einräumen wird. Denn selbst von kleinen und großen Arbeitgebern nehmen noch heutzutage keineswegs viele Notiz von alledem.

Auch als „Auskunftsorgan für gemeinnützige Bestrebungen“ stellt sich die „Sozialkorrespondenz“ („Volkswohl“) ausdrücklich zur Verfügung.

„Die realpolitischen Fragen treten bekanntlich immer mehr an die Stelle der formalpolitischen, und die Verfassung des Volkswohlstandes bildet die Hauptfrage des öffentlichen Lebens. Bestrebungen der Gemeinnützigkeit und Nächstenliebe suchen den unfruchtbaren politischen Parteistreit zu verdrängen, und Zeitungen und Vereine halten es für Pflicht, durch eingehende sachliche Erörterungen der wirtschaftlichen, finanziellen und sozialen Fragen die Grundlage für eine wirkliche Selbstverwaltung des Volkes zu gewinnen. Die Redaktion des »Volkswohl« ist in diesem Vorsatze durch stetig wachsende Anfragen von Behörden und Privaten in Betreff der Begründung und innern Einrichtung von gemeinnützigen Anstalten und Vereinen bestärkt worden, sie kann diese Aufgabe aber umso besser erfüllen, je mehr ihr Unterstützung seitens ihrer Leser zu Teil wird. Sie bittet daher um Zusendung einschlägiger literarischer Neuheiten, wie auch um Regulative, Jahresberichte und Beschreibungen alter und neuer gemeinnütziger Unternehmungen. Sie empfiehlt sich zugleich Behörden und Vorständen gemeinnütziger Vereine zum Austausch von Ansichten und zur Besprechung gemeinsamer Angelegenheiten. Die Redaktion enthält sich grundsätzlich jeder politischen, kirchlichen und sozialen Parteistellung, und sucht alte und neue Wohlfahrtseinrichtungen und Vorkommnisse auf sozialem Gebiete nach bestem Vermögen sachlich darzustellen.“

A G

Unsre Stellung zum Antrag Hammerstein

Die erste Erregung über den Antrag Hammerstein ist geschwunden und hat ruhigeren Verhandlungen Platz gemacht. Da dürfen wir hoffen, daß auch unsre Stellung dazu mehr Verständnis finden wird als anfangs. Wir haben unter unsern Lesern wie Mitarbeitern warme Anhänger der — wie wir sie der Kürze und Deutlichkeit wegen auch fernerhin nennen wollen — Hammersteinschen Bewegung, und sie haben zum Glück nicht alle nach dem Erscheinen der Artikel „Kirchenideale und Kirchenreformen“ dem Redakteur die Freundschaft gekündigt wie etliche Heißsporne. Was für Ursache wäre auch dazu vorhanden gewesen? Wir haben die Freiheits- und Selbständigkeitsbestrebungen an den höchsten Maßstäben christlich-protestantischen Ur-

teils, an Schrift und Kirchengeschichte, insbesondre auch an dem Kirchenbegriff unsrer Reformatoren gemessen, auf die reichlichen Unklarheiten und Ueberschwänglichkeiten, die sich unter jenem Titel breitmachten, hingewiesen und darauf gedrungen, daß Verfassungsfragen nüchtern, sachlich und praktisch auf dem Boden gelöst werden sollten, auf den sie gehören. Kann man einer neuen Erscheinung gegenüber sich billiger und gewissenhafter verhalten?

Inzwischen haben die preußischen Provinzialsynoden ein vorläufiges Feld geboten, den Streit um die preußische Kirchenverfassung Punkt um Punkt durchzufechten. Die Notwendigkeit, zunächst das Erreichbare zu erstreben, hat alle überspannten Forderungen in den Hintergrund treten lassen, sodaß bis dahin widerstrebende Elemente den aufgestellten Eintrachtsformeln beistimmen konnten. Die Mittelpartei hat schließlich doch in ihrer Mehrheit im Sinne des in Nr. 27 ausgesprochenen guten Rates gehandelt, welchen ihr Führer in den Deutsch-Evangelischen Blättern ausdrücklich ablehnte. Wir kommen bei einem Rückblicke auf die gesamten preußischen Provinzialsynoden darauf zurück. Sie bieten für den ferner stehenden Beobachter viel Stoff zum Verwundern. Wie seltsam sich die Stellung der verschiednen Parteien verschoben hat! Stichworte, welche früher Eigentum der sogenannten Linken schienen, sind in den Mund der Rechten übergegangen: die Rechte ruft nach Freiheit, die Linke will das gegenwärtige Kirchenregiment stärken. Auf der brandenburgischen Synode wollte Konsistorialpräsident Hegel, ein Führer der Konfessionellen, das Pfarrwahlrecht allen stimmberechtigten Gemeindegliedern, die Linke dagegen der berufenen Gemeindevertretung, dem Gemeindekirchenrat zugewiesen wissen. Ein andermal mußte Prediger Richter-Mariendorf im Namen der Linken den Fürsten Bismarck gegen den Ansturm der Rechten, welcher vom Vertreter des Kirchenregiments offen gebilligt wurde, in Schutz nehmen. Kurz, es haben Verschiebungen stattgefunden, welche sich nur daraus erklären, daß es sich nicht immer um die Dinge handelt, über welche scheinbar verhandelt wird, sondern um Macht- und Existenzfragen für die verschiednen Parteien; die heutige Mehrheit trachtet nach Stärkung der in ihren Händen befindlichen Machtmittel, die Minderheit aber bewegt die Sorge um ihre bedrohte Existenz zum entschlossenen Widerstande gegen alle Neuerungen.

Sofern nun der Hammersteinsche Antrag nichts weiter enthält als einige Verbesserungsvorschläge für die preußische Kirchenverfassung, liegt für unser Blatt gar kein Grund vor, irgendwie Stellung dazu zu nehmen. Nur werden wir darauf achten, wie auf alles, was in der Entwicklung unsrer deutschen evangelischen Kirchen etwa von Bedeutung ist. Dagegen sofern Ideen, Prinzipien in Frage kommen — und wie sollte das nicht der Fall sein, wenn ausdrücklich zur Vertretung der Bewegung eine neue Kirchenzeitung ins Leben gerufen wird! — sind wir allerdings verpflichtet, eine klare Meinung zu haben und sie in aller Bescheidenheit auszusprechen. Und da möchte ich denn diesen Jahrgang nicht zum Abschluß kommen lassen, ohne in folgenden fünf Sätzen Freund und Feind noch einmal Rede zu stehen.

1. Wir bekämpfen jede feinere oder grobere Verwechslung der Kirche, die wir glauben und zu der wir um unsrer Seelen Seligkeit willen gehören müssen, der „Gemeinde der Heiligen," mit den geschichtlich gewordenen Verfassungskirchen, mögen sie sich nun evangelisch oder evangelisch-lutherisch nennen. Ja es ist ein ganz wesentlicher Punkt unsers Programms, die göttliche ewige Hoheit jener — meinetwegen „unsichtbaren" — Kirche gegenüber der bleibenden Schwäche und Unvollkommenheit der mancherlei sichtbaren Kirchen zur immer klareren und freudigeren Erkenntnis zu bringen.

2. Wir erkennen wohl die Reformbedürftigkeit unsrer Landeskirchen an und wollen ernstlich dazu helfen, sie mit neuem Geist und Leben zu erfüllen. Eben darum können wir keine Bewegung unterstützen, welche dieselben noch mehr, als sie es schon sind, zu Pastorenkirchen macht. Wir sehen im Gegenteil das Heil unsrer kirchlichen Zukunft darin, daß die Selbstthätigkeit derjenigen Kirchenglieder, welche nicht dem geistlichen Stande angehören, innerhalb und für die Kirche endlich ganz und voll entbunden wird. Nur auf diesem Wege ist auch die gleichwohl notwendige Stärkung des Amtes zu erreichen.

3. Wir sind gegen jede Verfassung, welche geeignet ist, Majoritätenherrschaft zu begünstigen oder durchzusetzen, mag dieselbe zur Zeit zufällig einer konservativen oder liberalen Mehrheit zu gute kommen; sondern wir halten ein verfassungsmäßiges Zusammenwirken der verschiednen Kräfte und Richtungen für heilsam und notwendig.

4. Wir wissen, daß die evangelischen theologischen Fakultäten dazu da sind, für die evangelischen Landeskirchen Diener heranzubilden, und sind wohl damit einverstanden, daß den Professoren diese Verpflichtung so dringend als möglich aufs Gewissen gebunden wird. Aber wir kennen keinen andern und bessern Schutz gegen den Mißbrauch ihrer Lehrthätigkeit, als ihre persönliche christliche Gewissenhaftigkeit.

5. Gegen alle Uebergriffe eines preußischen oder nichtpreußischen Büreaukratismus, unter denen die gesunde Entwicklung kirchlichen, christlichen Lebens leidet, sind wir gern bereit, eine starke öffentliche Meinung bilden zu helfen, wie auch verfassungsmäßige Schritte zu unterstützen, welche geeignet sind, Wandel zu schaffen.

Das will kein kirchenpolitisches Programm sein; es sind da vielmehr zwanglos einige Grundsätze ausgesprochen, welche uns bei unsrer Behandlung des Hammersteinschen Antrages leiten und welche wir als gut christlich und lutherisch zu vertreten gedenken. Es wird aber einleuchten, daß wir mit solchen Grundsätzen eine sehr verschiedene Haltung einnehmen müssen je nach der Gestalt und Farbe, welche dieses — die Freunde verzeihen! — Chamäleon des Antrages Hammerstein zeigt. Wir werden z. B. weit weniger Ursache zum Widerspruch haben, wenn die Professorenfrage, wie auf den Provinzialsynoden fast durchgängig, aus dem Spiele bleibt. Wir werden weitere Bedenken fallen lassen, wenn verfassungsmäßige Bürgschaften gegeben werden, welche der jeweiligen synodalen Mehrheit den rücksichtslosen Gebrauch ihrer Uebermacht verwehren. Wir werden uns mit für die größere Selbständigkeit und Freiheit der Landeskirche begeistern, wenn dieselbe sich auf einer weitgehenden Selbständigkeit und Freiheit des christlichen Lebens in den Gemeinden und in dem ganzen innern Aufbau der kirchlichen Einrichtungen erheben soll. Aus letzterm Grunde sind uns die Beschlüsse der rheinischen Provinzialsynode ungemein sympathisch, und wir konnten dem ausgezeichneten Referate, das uns darüber zugegangen ist (vgl. Nr. 47), nur zustimmen. Aber wo finden wir die am Rhein gegebenen Voraussetzungen im Osten? Wo bemüht man sich auch nur, sie da zu schaffen?

Kurzum, grundsätzliche Gegner des Antrages Hammerstein sind wir nur insofern, als derselbe mit Grundsätzen, welche uns wichtig und für ein gedeihliches evangelisch-kirchliches Leben unentbehrlich erscheinen, in Konflikt gerät. Wir sind es aber durchaus nicht, sofern derselbe allerhand in der preußischen Landeskirche vorhandene Uebelstände auf dem Wege der Verfassungsänderung abstellen will.

Und so möchten wir — in der Hoffnung, daß bei dem jetzigen Stande der Bewegung ein offeneres Ohr für solche Wünsche zu finden sein mag — den Freunden des Antrages die Bitte ans Herz legen, doch nicht jeden Widerspruch dagegen als Mangel an Verständnis für das Ideal einer freien und selbständigen, lebendigen Kirchengemeinschaft aufzufassen. Vielmehr sollte man sich auf jener Seite es nicht verdrießen lassen, die großen und gewichtigen Einwände, welche von sehr unabhängiger, sachverständiger und kirchlich-bewährter Seite auf Schritt und Tritt der Agitation entgegengestellt worden sind, einer ruhigen und sachlichen Prüfung zu unterziehen. Es wird ja doch gute Weile haben, ehe man praktische Erfolge der Bewegung erleben wird: darüber kann hüben wie drüben kein Zweifel sein.

Solche Prüfung und Würdigung wünschen wir vor allem einem Schriftchen, das zu den belangreichsten gehört, welche die ganze Kontroverse hervorgebracht hat: „Ueber Berechtigung und Bedeutung des landesherrlichen Kirchenregiments. Vortrag auf der theologischen Konferenz zu Kiel am 6. Juli 1887, gehalten von Dr. G. Kawerau, Professor der Theologie in Kiel." (Kiel, Ernst Homann; 38 S.; 80 Pf.)

Das Schriftchen leistet mehr noch, als der Titel verspricht, indem es zur Beurteilung und Berichtigung des Hammersteinschen Antrages auf den verschiedensten Punkten aus Geschichte und Lehre unsrer Kirche Material beibringt. Aber der Schwerpunkt liegt allerdings in der klaren Darstellung des Ursprungs und Sinnes des landesherrlichen Kirchenregiments, wie niemand so sehr sie zu geben berufen war, als ein bewährter Reformationshistoriker, der zugleich Professor der praktischen Theologie ist. Zwar: warum sollen in der Gegenwart nicht Neubildungen auf dem Gebiete evangelischer Kirchenverfassung möglich und berechtigt sein, welche dem Gebilde der Reformationsjahrzehnte nicht entsprechen? Aber man darf sie dann nicht mit dem Ansehen unsrer Reformatoren schmücken. Und man wird sich doppelt und dreifach besinnen müssen, ob man von dem damals betretenen Wege abzugehen heute den Beruf hat. Ich bekenne, daß ich persönlich keine idealere Kirchenverfassung kenne, als die Gemeindekirche der schottischen Presbyterianer. Aber sie auf deutsch-lutherischen Boden zu verpflanzen, ist mir darum noch lange nicht Ideal. Das Kirchenregiment der Landesobrigkeit — nicht des Landesfürsten als Person! — ist ohne Begeisterung, aber aus der thatsächlichen Lage heraus von unsern Reformatoren gefordert und anerkannt worden. Da wir Evangelischen in der Obrigkeit und also im Staat eine göttliche Ordnung sehen, liegt darin kein innerer Widerspruch; erst in dem Falle würde das landesherrliche Regiment für die Kirche unerträglich sein, wenn Lebensinteressen der Kirche, die freie Predigt des Evangeliums und der freie christliche Brauch der Sakramente, von demselben, statt geschützt, gefährdet würden. So viel sich nun im staatlichen Verfassungsleben seit den Tagen der Reformation verändert hat, so mancherlei Wandlungen von daher sich auch für das landesherrliche Kirchenregiment ergaben, so wohlthätig wirkt dasselbe doch noch heute:

> ... bildet doch das landesherrliche Kirchenregiment zur Zeit das heilsame und nötige Gegengewicht gegen die Gefahr heilloser Zersplitterung, schafft einer normalen Entwicklung der theologischen Arbeit, wie den verschiednen kirchlichen Richtungen Raum, bewahrt die Kirche vor Majoritätsherrschaft und dem Terrorismus der Parteien, sichert der evangelischen Kirche einen weitgreifenden Einfluß auf Staats- und Volksleben.

Das Nähere bitte ich in der Schrift selbst nachzulesen. Sie ist nicht nur für Theologen, sondern auch für jeden Gebildeten wohl verständlich, der überhaupt für die ganze Frage Sinn und Teilnahme hat. Sollten wir den Inhalt einigermaßen hier ausbreiten, wir würden nicht einen, sondern mehrere Artikel darauf verwenden müssen. Insbesondre würden wir nicht so schnell über die persönliche Ansicht des Verfassers hinweggleiten können, daß der Zusammenbruch unsrer Volkskirche das Ziel sei, dem wir entgegentreiben. Diese Voraussagung in ihrer Bestimmtheit scheint uns geeignet, den Zusammenbruch mit zu beschleunigen, gegen die Absicht des Verfassers, der eben davon vielmehr abmahnt. In der That, wir haben noch gar keine rechte Volkskirche, und wollen schon von ihrem unvermeidlichen Zusammenbruch reden? Arbeiten wir lieber erst mit vereinten Kräften darauf hin, daß wir eine Volkskirche bekommen, und wir werden um ihre Zukunft weniger zu sorgen brauchen. Vor der Hand kann man sich kein Bild davon machen, welche Kirchenbildungen einst an Stelle der Volkskirche treten sollten, die sich zur Zeit uns als das gebotene Ziel bietet, und was für ein Faktor insbesondre das landesherrliche Kirchenregiment dann ersetzen mag.

Aber die kleine Meinungsverschiedenheit, über welche ein persönlicher Austausch schnell zur völligen Verständigung führen würde, schmälert meine Freude nicht, in der Kaweauschen Broschüre eine Kundgebung begrüßen und empfehlen zu können, welche unsre Stellung zum Antrage Hammerstein vollkommen teilt. R

Nachdem vorstehender Artikel geschrieben ist, gehen mir von befreundeter Seite drei Wünsche zur Hammersteinschen Bewegung zu, die ich im vollständigen Einverständnis noch nachtrage.

1. Daß man sich doch gewöhne, in der Diskussion wie in den Anträgen und gesetzlichen Fixirungen durchgängig und sachgemäß nicht von „Staat" und „Kirche" im allgemeinen, sondern von preußischem Staat und preußischer Landeskirche zu reden.

2. Es ist dringend notwendig und schon zu lange versäumt, daß ein mit der preußischen Kirchengesetzgebung und Kirchengeschichte vertrauter Jurist endlich einmal ganz genau die einzelnen Rechte und Verpflichtungen, welche nach dem bisher bestehenden Rechte der preußische Staat der preußischen Landeskirche gegenüber hat und umgekehrt die preußische Landeskirche dem preußischen Staat gegenüber, systematisch und allgemein verständlich zusammenstellt. Bislang ist es überaus schwierig, ja fast unmöglich, sich ein klares Bild davon zu machen, da die Bestimmungen des preußischen Landrechts, der späteren Kirchengesetzgebung, der Kabinetsordres, der neuen kirchenpolitischen Gesetzgebung und der Bekenntnisschriften neben einander gelten, scheinbar oft im Widerspruch zu einander. Das neu erschienene Buch von Kries: „Die preußische Kirchengesetzgebung" (Danzig', 1887) bietet schon eine wesentliche Erleichterung, ist aber bei der gegenwärtigen Sachlage zur Orientirung nicht handlich und übersichtlich genug.

3. Viel wichtiger als das, was Hammerstein und Genossen erstreben, wäre es, wenn zunächst einmal die kirchlichen Gebühren in der preußischen Landeskirche ebenso abgelöst würden, wie in der sächsischen, hannoverschen u. a. Dadurch würden mit einem Schlage weit mehr Mißstände beseitigt, als in absehbarer Zeit durch die ganzen Hammersteinschen Rechtsveränderungen. —

Zur Kennzeichnung der durch die bisher verabsäumte Ablösung im evangelischen Preußen verschuldeten Zustände entnehmen wir dem „Nachbar" Nr. 47 (Ausgabe für Magdeburg) folgende Mitteilung über Eheschließungen ohne Trauung:

„Es ist eine tief zu beklagende Thatsache, daß so viele Ehen in Magdeburg ohne die Beteiligung der Kirche zu stande kommen. Unter den 1133 im vergangenen Jahre vor dem Standesamte geschlossenen Ehen sind 638, bei welchen die kirchliche Trauung nicht nachgesucht worden ist. Gewiß ein schreiendes Mißverhältnis. Aber man darf hierüber doch auch die Umstände nicht übersehen, die dasselbe etwas begreiflich erscheinen lassen. Daß eine Anzahl von Eheleuten darunter ist, die aus völliger Gleichgiltigkeit die heilige Handlung verschmähen, soll nicht geleugnet werden. Bei nicht wenigen jedoch spricht ein andrer Punkt bedeutend mit: das ist die Höhe der Traugebühren. Bei einer hiesigen Kirche, welche Schreiber dieses im Auge hat, differiren die Gebühren zwischen 11, 12,50, 17 und 20 Mark; der erste Satz ist für solche kirchliche Trauungen, die am Sonntag im Anschluß an den Früh- oder Nachmittagsgottesdienst ohne Sang und Klang geschehen. Für den Fall, daß das Brautpaar unter den Klängen der Orgel an den Traualtar tritt, kommt der nächsthohe Betrag in Ansatz. Die beiden andern Sätze gelten für Wochentrauungen ohne und mit Orgelbegleitung. Rechnet man zu diesen Gebühren die notwendigen Nebenausgaben für Hochzeitsstaat, Hochzeitswagen, so macht das für Nichtbemittelte immerhin eine respektable Summe, die es nicht etwa entschuldbar, wohl aber begreiflich macht, daß sie die kirchliche Handlung aufschieben bez. umgehen."

Aus der innern Mission

(Stiftungen und Vermächtnisse) werden in unsern Tagen häufiger als in der jüngsten Vergangenheit. Am meisten sind es Großindustrielle, welche das innere Bedürfnis fühlen, von dem, was der Schweiß der Arbeiter ihnen erwerben half, ein beträchtliches Teil wieder den Arbeitenden und ihren Familien unter der Form von Invalidenpensionen, Beihilfen zur Kindererziehung, Wochengeld in Krankheitsfällen, Witwengeldern u. s. w. zufließen zu lassen. Neben dem im Dezember 1886 verstorbenen österreichischen Freiherrn von Liebieg, welcher für Arbeiter und Diener in Wien und Reichenberg an zwei Millionen Gulden aussetzte, und neben dem im Juli verstorbenen Krupp, der nicht nur der Stadt Essen 500000 Mk. vermachte, sondern auch für seine Arbeiter eine Million hinterließ, stehen ungezählte andre, die nach ihren Kräften dasselbe thun. So vermachte der über Hamburg hinaus wohlbekannte Rheder und Schiffsagent Bolten seinem Geschäftspersonale 90000 Mk. und setzte daneben 30000 Mk. für milde Zwecke aus; so gründeten Petrikowsky u. Ko. in Schedewitz bei Zwickau einen Pensionsfonds von 50000 Mk., so gab Sturm in Glauchau 30000 Mk. ꝛc. ꝛc. Man ist also endlich in Deutschland über den kleinlichen Sinn hinweg, der im Geben kargt, oder man fängt wenigstens an, ihn zu überwinden. Das zeigen auch einzelne Stiftungen humaner Damen, wie die der Therese Pelzer in Aachen, welche 150000 Mk. für Töchter armer Familien, und die der Wilhelmine Rost, welche 60000 Mk. für unverheiratete Frauenzimmer Dresdens spendete. Am meisten finden wir die Pfenniggesinnung noch da, wo es sich um kirchliche Zwecke handelt. Man sehe sich doch einmal die detaillirteren Jahresberichte unsrer Diakonissenhäuser, Brüderanstalten, Idiotenpflegen u. dergl. an, lese alle die 2 Mk. und 3 Mk. und 5 Mk., welche nicht Witwenscherflein sind, sondern Bettelgaben, die reiche Leute einer großen Sache zu bieten wagen, um sich mit ihr abzufinden, so wird man billig erstaunen, daß die Leute, welche Gott nicht zu Pfennigsammlern werden ließ, im Grunde doch so oft Pfenniggeber sind. Natürlich giebts Ausnahmen hier und dort, wie etwa die Darbietung von 50000 Mk. des Leipziger Kaufmanns F. zum sächsischen Kirchenfonds, oder die Stiftung des kirchlichen Gemeindehauses in Hamm durch Konsul Borchert oder die Ueberlassung von 30000 Mk. zur kirchlichen Armenpflege durch Frau v. Arnim in Kainsdorf und vieles andre. F N

(Gebetswoche der Jünglingsvereine) Vom internationalen Zentralkomitee in Genf ist allen Jünglingsvereinen vom 13. bis 19. November eine Reihenfolge von Gebetsversammlungen vorgeschlagen worden. Wir geben das Programm etwas verkürzt:

Sonntag wird für Danksagung und Demütigung bestimmt;

Montag wird gebetet für Erneuerung des christlichen Lebens innerhalb der Vereine, besonders für die, welche noch nicht wiedergeboren sind,
Dienstag dafür, daß die Vereinsmitglieder sich im Gebrauche der Bibel befestigen,
Mittwoch für die tadellose Lebensführung aller Vereinsmitglieder;
Donnerstag wird gebetet, daß alle daran mitarbeiten, andre junge Männer für den Herrn Christus zu gewinnen, für Förderung des Kampfes gegen Unsittlichkeit, Unmäßigkeit u. s. w.;
Freitag fleht man um Wachstum der Bruderliebe im Vereinsorganismus,
Sonnabend um Segnung der innern und äußern Mission, und besonders, daß aus den Jünglingsvereinen ernste Berufungen zu dem geistlichen Amt und Dienst erfolgen möchten.

Was soll man dazu sagen? Soll man sich freuen über den Eifer für christliche Gestaltung der Jünglingswelt und sonstige Bedenken beiseite lassen? Wir können es nicht. Vor unserm Geiste steht der deutsche Durchschnittsjüngling mit seiner wortarmen Gottesfürchtigkeit; wir sehen in den Vereinen ganze Haufen von Jünglingen, die an besondrer Geistlichkeit nicht eine Spur von Wohlgefallen haben, und denken uns in ihr Gemüt hinein, wenn man ihnen eine Gebetswoche aufbürden will. Was wird der Erfolg sein? Etliche verkaufen ihre schlichte, biedere Frömmigkeit, soweit sie solche haben, für ein gemachtes Wesen; die Mehrzahl aber kommt zu der Meinung, daß die Heiligkeit, wie sie ihnen in der Gebetswoche entgegentritt, für sie innerlich unerreichbar sei, und geben damit überhaupt den Versuch frommer Jugend auf. — Warum das Gebetsleben sich auch kommandiren lassen müsse wie das Waffengetriebe, warum man denkt, bei Gott, welcher unsre Bedürfnisse kennt, ehe wir von ihnen stammeln, und der unser Bestes Tag und Nacht nicht vergißt, sei ein allgemeines Sturmlaufen nützlicher und wirksamer als das demütige Herzensgebet, das aus einigen unbemerkten Kammern sich emporhebt, wird ein schlichter Lutherscher Christ sich wohl umsonst überlegen. Nur soll er nicht wähnen, weil ihm diese Ideen fremd sind, seien sie besser, als das Erbe seiner einfachen Väter. F N

Verschiedenes

(Zum Verständnis des Lutherliedes) Aus Anlaß des Artikels in Nr. 49 über die beiden Verszeilen: „Das Wort sie sollen lassen stahn und keinen Dank dazu haben" erinnert ein rheinischer Freund d. Bl. noch an eine andre Deutung der letzten Worte:

Das Wort Dank steht auch für Gedanken, Anschläge, böse Absichten. Der Sinn ist also: Das Wort sie sollen lassen stahn und keine bösen Absichten, keine feindlichen Anschläge, keine verräterischen Gedanken dazu, dabei, daneben, dawider haben, ersinnen und beginnen, zumal sie vergeblich sein würden, denn er ist bei uns wohl auf dem Plan. Eine solche Erklärung hat auch früher in der N. Ev. Kz. gestanden und giebt einen guten, befriedigenden Sinn. H-W

Hierzu bemerkt der Verfasser des Artikels in Nr. 49:

Vorstehende Deutung ist nicht neu, scheint mir aber, wenn man die sonstige Sprache Luthers vergleicht, nicht haltbar zu sein. Das Wort Dank = Gedanke kommt bei Luther nur noch im Plural mit der schwachen Form („das sind menschlich dancken"), nicht aber im Singular vor. (Vgl. Dietz, Wörterbuch zu Luthers deutschen Schriften. Leipzig, 1870.) Und steht in der ältern Sprache das Wort Dank häufig im Sinne von Absicht, so kommt dies bei Luther nur in den Redensarten „ohne Dank" = wider Willen und „zu Dank thun" = zu Gefallen thun vor; für die Bedeutung „böse Absicht" dürfte sich aber kaum ein Beleg aus Luthers Schriften anführen lassen. Dagegen kann für meine in Nr. 49 dieses Blattes gegebene Deutung z. B. Luthers Wort an die Herren deutschen Ordens (1523) sprechen: „ich wils yhn auch keynen danck nicht wissen." Db

(Volkstümlichkeit der katholischen und evangelischen Geistlichen) Aus mehreren Aeußerungen zu den Fragen des „protestantischen Laien in Tirol" sei heute nur folgender Brief eines evangelischen Amtsgenossen mitgeteilt:

..... Als ich in Nr. 49 gerade von einem Tiroler den oft gehörten Vorwurf wiederholt fand, daß wir evangelischen Pastoren nicht volkstümlich seien, trat mir die Gestalt eines tiroler „Stiefbruders," des Kuraten von C. in den Bergen nach der Marmolata hin, wieder vor die Seele, mit dem ich vor Zeiten etliche Schoppen getrunken. Wir sind als gute Freunde geschieden; aber wenn jemand von mir fordern wollte, ich solle wie er für jeden Durstigen ein Trinkgenosse, für jeden, der selber das Lokalblättchen nicht erst lesen mag, ein Neuigkeitsträger, bei Viehkrankheiten ein wohlerfahrener Berater und bei gewöhnlichen Belustigungen ein würdiger Spaßmacher sein, so müßte ich rufen: Gott bewahre mich vor solcher Volkstümlichkeit, die allen alles wird, indem sie keinem etwas großes, innerliches bietet, bei der sich Liebe in Biergemütlichkeit und seelsorgerliches Wort in Geschwätz auflöst! Auch scheint mir das Wort „volkstümlich" zu gut, um das Durchschnittsniveau des niedern katholischen Klerus in seinem Verkehr mit der Bevölkerung zu bezeichnen; ich kenne für das, was viele „Geistliche" römischer Observanz populär macht, nur die Bezeichnung „vulgär."

Unser Herr Jesus Christus war volkstümlich, aber nicht so, daß er jemals einem Alltagsmenschen als Seinesgleichen hätte vorkommen können. Nichts menschliches war ihm fremd; nur ward er nicht selber klein mit den Kleinlichen, sondern suchte sie an sich groß werden zu lassen. Seine Rede ist Poesie für das Ohr des Volkes, aber sie ist nicht der Fischer und Zöllner eigne Rede. Er verbrachte nicht Stunden über Stunden im Gespräch über Witterung und Tagespreise.

Paulus ist in seiner Sprache entschieden nicht „volkstümlich." Er ist zu hoch fürs Volk, und doch ist er allen hundertmal mehr alles geworden als ein Dutzend Schriftsteller „fürs Volk."

Luther konnte ins Herz des schlichten Volkes reden wie kein andrer; aber ein vulgärer Volksmann ist er bei aller seiner Derbheit nicht geworden, er blieb der Wittenberger Professor.

Es ist gewiß wahr, daß an manchen evangelischen Pfarrer, der die Gabe volksmäßigen Gesprächstones hat, der Versucher herantritt: Assimilire dich ihnen, setz dich mit ihnen auf dieselbe Bank und entledige dich deines Universitätsdenkens, sprich und denke so massiv wie deine Bauern! Wer aber diesem Versucher nachgiebt, wird nicht bloß sich selbst verlieren, er wird langsam, aber sicher auch in den Augen seines Volkes verlieren, denn was uns hält, ist nicht der Priesterrock und die Kraft der Sakramentsspendung, sondern der Geist, der in uns ist.

Daß ich damit einem vornehm frisirten Pfarrer, welcher sich scheut, dem Bettelmann seine feine Rechte zu reichen, nicht das Wort reden will, versteht sich von selbst. Auch dem Wortkünstler, der nur für die obersten Schichten zu predigen vermag, und dem Gelehrten, der selbst in der Kinderlehre spricht, als schriebe er in eine theologische Vierteljahrsschrift, soll damit nicht Spielraum geschaffen werden. Nur vielmehr als vor dem eleganten Redner und vor dem Professor auf der Dorfkanzel graut mir vor dem „volkstümlichen" Pfarrer ohne Zucht und Kraft wissenschaftlichen und heiligen Geistes.

Es sollte mir lieb sein, wenn ich damit Ihre Meinung getroffen hätte...... F N

(Noch einmal Böcklins Pietà) Aus Anlaß unsrer Notiz über Böcklins Pietà in Nr. 49 sind uns mehrere Zuschriften zugegangen. Die eine äußert Bedenken, ob einem Christen, der an die Auferstehung des Herrn glaubt, eine Darstellung des Auferstandenen neben seinem Leichnam zulässig erscheinen dürfe? Wir möchten erwiedern: Warum nicht? Denn der Künstler wird damit in keinem Falle einen äußern geschichtlichen Vorgang darstellen wollen, sondern nur einer Wahrheit mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln bildlichen Ausdruck verleihen — und ist das nicht ein wahrer, schöner Gedanke, daß der Auferstandene auch die über seinen Tod trauernde Mutter getröstet hat? Es wäre gewiß eine ganz moderne Auffassung; aber wollen wir der Phantasie des Künstlers so enge Schranken ziehen? Wollen wir uns nicht vielmehr freuen, wenn sie sich mit wahrhaft schöpferischer Kraft auch dem religiösen Gebiete zuwendet?

Aber wir streiten um eine Deutung des Böcklinschen Bildes, welche falsch ist. Dank einem freundlichen Leser in Schlesien bin ich in der Lage, mitteilen zu können, daß die Deutung des herabschwebenden Genius auf den Auferstandenen die Absicht des Künstlers durchaus nicht trifft. Es heißt nämlich in einem eingehenden Feuilleton der Schlesischen Zeitung u. a.:

„Viel unnötiges Kopfzerbrechen hat jener größere Engel den Kritikern verursacht; und doch ist diese Gestalt und ihre Gebärde so einfach und so menschlich rührend erdacht, daß man sich nur wundern kann, wie ihr Sinn überhaupt verfehlt werden konnte. Den auferstandenen, verjüngten Christus in dieser Gestalt sehen zu wollen, ist so gezwungen geistreich, daß wir die Deutung ablehnen müßten, selbst wenn wir nicht wüßten, daß sie Böcklins ausgesprochener Erklärung zuwiderläuft. Soll doch nur die Schmerzensmutter gemahnt werden, dessen eingedenk zu bleiben, daß sich hier ein göttliches, kein gemein menschliches Geschick vollziehe. Sie wird im nächsten Augenblicke aufsehen, und die Ahnung einer überschwänglichen Seligkeit wird sie erfüllen, die auf diese Trübsal folgen wird." R

(Eine Erinnerung an Tholuck) Der Anzeige von Wittes „Tholuck" in Nr. 33 möchte Einsender eine persönliche Erinnerung beifügen.

Wir waren in Tholucks Hause in den untern Räumen bei einem Kommilitonen zur Feier des Geburtstages der „Frau Rätin." Sie hatte uns einen Punsch bereitet. Dankbar vergnügt wollten wir zuletzt uns hinauf begeben und vor Tholucks Stube ein „Hoch" bringen. Das liebte Tholuck nun gar nicht, noch dazu wenn er überrascht und gestört wurde. Er kam wohl heraus, aber was sagte er? „Vivant quae adducunt ad Christum; pereant quae abducunt." (Es lebe, was zu Christus hinführt; nieder mit allem, was von ihm abführt.) Wir zogen wieder ab, ein wenig beschämt, aber durchaus nicht böse. Unser Tholuck durfte uns so etwas als Mahnung sagen. Daß er's nur gut meinte, wußten wir. —

Als wir fünfundzwanzig Jahre später zusammen in Halle ein Erinnerungsfest feierten und bei Tholuck zu Abend waren, baten wir ihn, uns aus seinen Erfahrungen etwas zu sagen. Er begann: „Meine Erfahrung ist die, daß, wenn es mir gegeben war, etwas unter den Studenten zu wirken, dies nur gelungen ist, weil ich sie lieb haben konnte. Wenn mir einer noch so antipathisch werden wollte, so habe ich die Liebe festgehalten. Das möchte ich Sie bitten, auch zu thun!" A E

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Dieser Nummer liegen Haupttitel des Jahrgangs und Inhaltsverzeichnis bei, sowie der neue Prospekt des Blattes.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig